

Craig Massey

Die Rache des Takoma

Die Rache des Takoma

Jung & Jünger

Die Rache des Takoma

Craig Massey

Band 5 der Kinderbuchreihe »Jung und Jünger«

Paperback, 240 Seiten

Artikel-Nr.: 256764

ISBN / EAN: 978-3-86699-764-6

Diese Erzählung führt uns in die Zeit der frühen Besiedlung Kanadas. George Lockan findet auf der Flussfahrt zu seinen Freunden einen verkommenen, halb verhungerten Indianderjungen, den er »Brauner Schatten« nennt. Aus Mitleid nimmt er ihn mit, muss aber erfahren, dass man ihn wegen dieses Jungen verfolgt. Nur knapp entkommen die beiden mehreren Anschlägen. Takoma, ein alter Indianer, mit dem »Brauner Schatten« vorher zusammengelebt hatte, will den Jungen zurückhaben. Wie wird sich George verhalten? Wird er seinen Schützling im Stich lassen? Eine packende, erlebnisreiche Erzählung, die den Leser bis zur letzten Seite in Atem hält.
Ab 10...

Wenn Sie ein "echtes" Buch bevorzugen oder diesen Artikel verschenken möchten, können Sie diesen Download-Artikel ggf. auch käuflich erwerben, solange verfügbar.

[Artikel ansehen auf clv.de](http://clv.de)



Christliche Literatur-Verbreitung e. V.
Ravensberger Bleiche 6 · 33649 Bielefeld

1. Auflage 2022 (CLV)

© 2022 by CLV

Christliche Literatur-Verbreitung

Ravensberger Bleiche 6 · 33649 Bielefeld

Internet: www.clv.de

Die deutsche Ausgabe erschien erstmals 1973 im Verlag Hermann Schulte, Wetzlar.

Die amerikanische Originalausgabe erschien unter dem Titel

»Takoma's Revenge« im Verlag Moody Press, Chicago, USA.

© 1970 by The Moody Bible Institute of Chicago

Übersetzung: Detlef Faber

Satz: EDV- und Typoservice Dörwald, Steinhagen

Umschlag: Lucian Binder, Marienheide

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Artikel-Nr. 256764

ISBN 978-3-86699-764-6



Craig Massey

Die Rache des Takoma

Jung & Jünger

INHALT

Das ausgebrannte Indianerdorf	7
Der kleine Wilde	24
Ein Indianer	38
Hängt ihn auf!	54
Ein Feigling, und betrunken dazu	71
Mutige gesucht	88
Ich liebe sie	102
In der Falle	118
Das schwimmende Haus	124
Takoma	132
Das verschwundene Floß	150
Dem Floß nach	165
Das ist doch meine Becky!	181
Wir können nicht hierbleiben!	199
Willst du mich heiraten?	214

DAS AUSGEBRANNT INDIANERDORF

George Lockan hielt das Ruder hoch und beobachtete, wie das Wasser vom Ruderblatt tropfte. Er schüttelte die letzten Tropfen ab, legte das Ruder auf den Boden des Kanus und ließ sich von der Strömung flussabwärts treiben.

Seufzend streckte er seine müden Beine aus und entspannte sich ein wenig. Dann beugte er sich vor und zog einen Zettel aus dem Lederbeutel, der unter dem Mittelsitz festgebunden war.

Das hätten wir geschafft, dachte er, als er die Landkarte studierte, die Carl Ives gezeichnet hatte. Mit dem Finger verfolgte er die breite Linie, die von Norden nach Süden führte und den Verlauf des Flusses andeutete. Carl hatte darübergeschrieben: »Das ist Fort Killypox.«

Der Weg vom Fort bis zu der Stelle am Fluss, wo die kleine Stadt Northbrook lag, war punktiert. Etwas tiefer, am Westufer des Flusses, standen die Worte: »Espengehölz, Stämme von Bibern gefällt.«

Da bin ich heute früh vorbeigekommen, erinnerte sich George.

An anderer Stelle hatte Carl geschrieben: »Gefährliche Strecke. Strudel am Ende der Stromschnellen. Schlage vor, hier anzulegen (an dieser Stelle war ein Punkt am Ostufer). Habe die Stelle mit einem Steinhaufen markiert.«

George blinzelte, schaute flussabwärts und sagte nachdenklich: »Das kann nicht sehr weit weg sein. Eigentlich müsste ich es bis dorthin heute noch schaffen.«

Noch einmal warf er einen flüchtigen Blick auf die Karte und entdeckte zwei weitere Anmerkungen. Eine lautete: »Ausgebranntes Indianerdorf«, und unten hatte Carl in großen, kräftigen Buchstaben auf das Papier gekritzelt: »Hier ist Greenfield. Da werden wir uns treffen.«

George faltete die Karte zusammen und verstaute sie in dem Beutel, den er anschließend wieder unter dem Sitz festband. Dann begann er, weiterzupaddeln.

»Alter Fluss«, sagte er laut vor sich hin, »Carl schreibt, du seist hier in der Gegend irgendwo gefährlich. Ich finde das aber gar nicht. Du fließt so träge dahin!«

In den zwei Tagen, die er jetzt schon unterwegs war, war er immer wieder überrascht und erfreut gewesen, mit welcher Geschwindigkeit das Boot über das Wasser glitt. Er staunte über die Kunstfertigkeit des Indianers, der die Rinde gesammelt und sie um den leichten Nuss-

baumrahmen herum befestigt hatte. Die einzelnen Rindenstücke lagen genau in der richtigen Position und die Fugen waren mit viel braunem Harz überstrichen und dadurch wasserdicht gemacht. George wusste: Das war erstklassige indianische Handarbeit.

Auf den ersten Blick hatte das Boot einen ziemlich plumpen Eindruck gemacht, aber der Siedler, von dem er es in Northbrook gekauft hatte, hatte ihm erklärt: »Der Indianer, der dieses Boot gebaut hat, verstand etwas von seinem Handwerk. Es ist wie ein Fisch im Wasser – leicht, schnell und geschmeidig. Nach allem, was Sie mir von Ihren Paddelkünsten erzählt haben, wird es höchstens eine halbe Stunde dauern, bis Sie mit dem hier zurechtkommen.« George hatte bald festgestellt, dass der Siedler recht gehabt hatte.

Nachdem der Handel abgeschlossen war, hatte George gefragt: »Wie sind Sie denn an das Boot gekommen?« Und der Mann hatte knurrend geantwortet: »Als die Zeiten noch friedlich waren, habe ich es von einem Indianer gekauft. Vor einiger Zeit wurde er getötet. Getötet, als er unsere Stadt überfiel! Merkwürdige Sachen passieren doch im Krieg. Früher war dieser Indianer freundlich zu uns gewesen und wir zu ihm.« Der Mann machte eine hilflose Bewegung mit der Hand. »Aber jetzt ...« Bekümmert schwie er.

Diese Antwort hatte George aufgewühlt, und wieder einmal fragte er sich: *Warum können wir nicht mit Worten kämpfen statt mit Gewehren? Dann könnte man sich viel mehr über den Sieg freuen, denn dann hätten Logik und Liebe eine Chance, zum Zug zu kommen.*

Die frühe Nachmittagssonne schien warm und angenehm aufs Wasser. George paddelte gemächlich und genoss die ständig wechselnde Landschaft am Ufer des Flusses, der sich durch Wälder und Berge südwärts wand. Wilde Tiere sah er mehr als genug: Hirsche, Bären und jede Menge kleinerer Tiere wie Enten, Gänse und andere Vögel.

Nach etwa anderthalb Kilometern wurde die Strömung stärker. Das Rudern ging einfacher. *Jetzt habe ich wohl bald die gefährliche Strecke erreicht*, dachte er. *Allmählich muss ich die Landestelle suchen.*

Das Wasser schlug schäumend an die Felsbrocken am Ufer.

»Da ist sie!«, rief er, als er am linken Ufer eine etwa zwei Meter hohe Steinpyramide sah.

George zögerte. Die Strömung war stark, aber es sah nicht gefährlich aus.

Durch dieses kurze Zögern hatte er die Möglichkeit, an Land zu gehen, verpasst. Das Kanu schoss vorwärts, vorbei an der Landestelle und hinein in eine Schlucht

aus grauschwarzen Felsen, die zu beiden Seiten steil aufragten.

Das Wasser donnerte und toste, dass es ihm in den Ohren dröhnte. Mit aller Gewalt versuchte George, das Ufer zu erreichen. Doch umsonst. Die reißende Strömung trotzte seiner Kraft.

Plötzlich packte ihn die Angst. Noch nie in seinem Leben war er sich so hilflos vorgekommen. In seiner Verzweiflung schrie er zu Gott: »O Herr, hilf mir!«

Eine schäumende Welle schwappte über den Bug. Vor ihm tauchte ein Felsbrocken auf. Eine schmale Fahrrinne führte rechts daran vorbei. George drückte das Paddel tief ins Wasser und hielt es krampfhaft fest. Dadurch schlug das Boot nach rechts aus, streifte einen Felsblock, schoss vorbei und tauchte mitten hinein in die schäumende Gischt.

»Puh!«, rief George. »Das ist ja furchtbar!«

In dem Getöse gingen seine Worte unter. Er hatte kaum Zeit zum Denken, geschweige denn zum Handeln. Er jagte die mit Geröll gefüllte Schlucht hinunter. Immer wieder versuchte er, mit dem Paddel zu bremsen, und schaffte es kaum, an den scharfen Felszacken vorbeizukommen.

Dann machte der Fluss eine Biegung nach Westen und donnerte am Fuß eines überhängenden Felsens entlang.

Zweimal wurde George von der schäumenden Gischt völlig eingehüllt.

Plötzlich stellte sich das Kanu quer, schwankte gefährlich, drehte sich hilflos einmal, zweimal, dreimal um die eigene Achse, dann kam es wie durch ein Wunder wieder in Fahrtrichtung und jagte weiter. Das Paddel machte sich in Georges Hand selbstständig, es drehte sich, schlug und zerrte, sodass er Angst bekam, seine Handgelenke würden brechen. Die Schultern brannten vor Schmerz. Es war grauenhaft!

Obwohl die Sonne hell schien, war es in der Schlucht ziemlich dunkel. Ganze Gischtwolken wurden nach oben geschleudert.

Noch nie war George mit solch einer Geschwindigkeit vorwärtsgetrieben worden. Einige Hundert Meter weit bahnte sich der Fluss seinen Weg durch die Schlucht, erst nach Westen, dann nach Osten, bis er in eine Art See mit ruhigerem Wasser mündete.

George warf den Kopf zurück, strich sich die nassen Haare aus der Stirn und rief: »So, das hätten wir geschafft!« Aber noch war es nicht so weit. Fast im selben Augenblick wurde das Boot aus dem ruhigen Wasser hinausgetrieben und stürzte einige Stromschnellen hinunter, die fast so steil waren wie ein Wasserfall, und landete schließlich wieder in einer breiten, kesselförmigen Schlucht.

Auf den ersten Blick erschien das Wasser träge. George bemerkte jedoch, wie die Strömung in weitem Bogen einen Kreis zog und in einer riesigen, wellenförmigen Schlangenbewegung nach innen zum Mittelpunkt hintrieb. Der Sog nach unten war hier so stark, dass die Wasseroberfläche im Zentrum gut einen Meter unter der normalen Höhe lag.

»Der Strudel!«, stieß George entsetzt hervor. »Wenn ich da drin lande, habe ich keine Chance mehr!«

Seine Arme spürte er nicht mehr. Einen Augenblick ruhte er sich aus, während das Kanu dem äußeren Rand des Strudels folgte. Schon zog ihn die Strömung langsam zum Zentrum hin.

Er wusste, dass er nicht einfach am Strudel vorbeipaddeln konnte. Seine größte Chance lag darin, sich an den Rand zu halten. Er sah die Felsöffnung, durch die der Fluss südwärts hinabstürzte. Mit schwindender Kraft hob er das Paddel und versuchte, sich gegen die Gewalt des Wassers zu wehren. Mit unglaublicher Geschwindigkeit schoss sein Boot am Ausgang vorbei zurück nach Norden. Einen Augenblick später war er wieder an der Stelle, wo er in den Kessel hereingekommen war. Dann ging es wieder im Kreis nach Süden.

Plötzlich tauchte links von ihm ein treibender Baumstamm wie ein Ungetüm auf. Der Stamm hatte am Ende

einen Durchmesser von gut einem Meter. George beobachtete voll Schrecken, wie der Baum in den Mittelpunkt des Strudels gezerrt wurde. Die Wurzeln wurden nach unten gezogen, der Stamm richtete sich senkrecht auf und hob seine Zweige zum Himmel. Dann verschwand er langsam unter der Wasseroberfläche.

Sollte das mein Ende sein?, dachte George entsetzt.
»O Herr, dein Wille geschehe!«

Zweimal kreiste er in der kesselförmigen Schlucht und versuchte verzweifelt, den Ausgang zu erreichen, aber jedes Mal wurde er durch die unbarmherzige Gewalt des Flusses vorbeigetrieben.

George war am Ende seiner Kraft. Er ließ die Schultern hängen und lehnte sich halb tot vor Erschöpfung zurück. Eigentlich brauchte er jetzt dringend eine Verschnaufpause, doch das Kanu glitt bereits wieder am Rand des Strudels entlang.

Er rang nach Atem. »O Herr, o Herr!«, schrie er, schnellte mit einem Ruck auf und stach das Paddel in das tosende Wasser.

Das Kanu schien zu zögern. Immer wieder stemmte er das Paddel in die Flut und arbeitete mit aller Kraft. Schließlich ließ der Sog nach, das Boot glitt über den äußeren Rand des Strudels hinweg und schoss weiter flussabwärts.

George atmete auf. Aber schon stellte sich das Kanu quer, schlug gegen einen Felsen und kippte um. Verzweifelt kämpfte George gegen die Strömung und strampelte heftig, um an die Wasseroberfläche zu kommen. Als er schließlich auftauchte, sog er die Luft ein und wedelte mit den Armen, um sich über Wasser zu halten. Das Kanu trieb kieloben an ihm vorbei. George tauchte, suchte mit steifen Fingern nach einem Halt und hielt sich dann an dem Boot fest.

Plötzlich war alles vorbei. Das Kanu trieb aus der Schlucht hinaus in ein breites, sonnenbeschienenes Tal, in dem der Fluss wieder ruhig dahinfloss. George arbeitete sich bis zur Mitte des Kanus vor und kletterte hinein. Er war völlig erschöpft. Der Länge nach warf er sich ins Boot und ließ die Arme zu beiden Seiten über die Bootswand hängen.

In den ersten zehn Minuten hatte er Mühe zu atmen. Dann erholte er sich langsam. Er war gerettet! Voller Freude und Dank flüsterte er: »O Herr, du hast mich durchgebracht. Ich danke dir!«

Das Kanu trieb stromabwärts. Allmählich kehrten seine Kräfte in den schmerzenden Körper zurück. Schließlich lenkte er das Boot an einen breiten Sandstrand.

Als George das flache Wasser erreichte, rutschte er aus,

richtete sich taumelnd wieder auf und zog das Boot an Land. Die Anstrengung war fast zu viel für ihn gewesen. Er machte drei Schritte, stolperte und ließ sich in das herrlich weiche Gras fallen, wo er mit dem Gesicht nach unten liegen blieb. Die Nachmittagssonne wärmte seinen durchnässten und müden Körper und er schlief sofort ein.

Nach einer halben Stunde erwachte George wieder. Er kämpfte sich in eine sitzende Position. *Was für ein Erlebnis!*, dachte er. *Noch nie in meinem Leben bin ich dem Tod so nah gewesen! Aber jetzt, wo ich es überlebt habe, würde ich diese Reise für nichts in der Welt eintauschen.*

Er schaute auf das ruhige Wasser. Es floss dahin, als ob nichts gewesen wäre.

Liebevoll betrachtete George das Kanu. Nicht einmal eine Schramme war zu sehen. Dieser Indianer hatte wirklich gute Arbeit geleistet.

Er zog seine durchnässten Kleider aus, wrang das Wasser aus Hemd und Hose und hing sie an einen Baum zum Trocknen. Auch seine Mokassins zog er aus, stellte sie auf einen Felsen und machte sich daran, seine Sachen im Boot zu untersuchen. Fast alles war durchnässt: die Wolldecken, die Kleider zum Wechseln, die Musquete und der Nahrungsmittelvorrat.

Nur zwei Dinge waren trocken geblieben: das Pulver

im Horn und der Inhalt seines wasserdichten Lederbeutels, nämlich die Bibel, Carls Landkarte und der Brief.

Inzwischen hatte er den Brief schon so oft gelesen, dass er ihn fast auswendig kannte. Dennoch las er ihn noch einmal, denn er war so etwas wie ein Bindeglied zwischen dieser Stelle in der Wildnis und den Lieben, die irgendwo flussabwärts waren.

»Lieber George!

Es war ein harter Winter in Fort Killypox. Wir hatten Nahrungsmittelknappheit und eine Menge anderer Probleme und Schwierigkeiten. Zweimal wurden wir von Indianern überfallen und verloren drei Männer – dazu einiges an Vieh. Anfang Dezember hatten alle Familien aus einem Gebiet bis zu dreißig Kilometern Entfernung bei uns Schutz gesucht. Das Gedränge war fürchterlich. Es dauerte nicht lange, dann brach zwischen einigen Familien Streit aus. Ich kann mir nicht denken, jemals etwas so Trauriges erlebt zu haben.

Als Du weg warst, bauten Mr Watson und ich eine neue Hütte. Du kannst Dir nicht vorstellen, wie verzweifelt wir waren, als die Indianer sie eine Woche nach der Fertigstellung entdeckten und niederbrannten. Der Herr hatte uns in seiner Voraussicht so geführt, dass wir an diesem

Morgen zum Fort gefahren waren. Kaum waren wir dort angekommen, da berichtete einer unserer Leute uns von dem Brand.

Wie ich schon erwähnte, war die Lage hier alles andere als rosig. Doch es wurde noch schlimmer.

Mitte Februar standen wir buchstäblich vor dem Verhungern. Trotz der Kälte und des Schnees entschlossen sich die Watsons und ich, nach Greenfield in den Süden zu ziehen. Dort gab es mehr Lebensmittel und das Leben war leichter für uns.

Ursprünglich hatten wir beabsichtigt, nach Killypox zurückzukehren, aber nach eingehenden Überlegungen beschlossen wir, in Greenfield zu bleiben, denn die Stadt wächst und ist als Handelsplatz günstig gelegen.

Bei Deinem Abschied sagtest Du, dass Du auf jeden Fall zurückkehren wolltest, um bei uns in Killypox zu bleiben. Wir hoffen, dass Du nun ebenso fest entschlossen bist, zu uns nach Greenfield zu kommen.

Während ich diesen Brief schreibe, sitze ich im Blockhaus in Fort Killypox. Ich bin hergekommen, um den Rest unserer Habseligkeiten in den Süden zu schaffen, und hatte gehofft, bis zu Deinem Eintreffen hierbleiben zu können. Aber der Frühling ist schon fast vorüber, und da Du bis jetzt noch nicht gekommen bist, werde ich allein zurückkehren.

Ich habe eine Landkarte gezeichnet, die Dir den Weg zu uns zeigt, wenn Du kommst.

Die meisten der gegen uns kämpfenden Indianer und Engländer wurden nach Fort Niagara zurückgedrängt. Deshalb sind die Gefahren, die der Krieg mit sich bringt, jetzt nicht mehr so groß. Doch während ich dies schreibe, gehen Gerüchte um, dass die Indianer wieder einmal die Siedler überfallen wollen. Sei vorsichtig!«

Den letzten Absatz las George am liebsten. Er kannte ihn auswendig, und doch las er ihn immer wieder gern:

»Maud Watson sagte nicht viel, als ich Abschied nahm, aber ihr Gesicht zeigte, dass sie sich Sorgen um Dich macht. Sie denkt viel an Dich, und sicher denkst Du auch oft an sie.

George, wir haben Dich alle sehr gern und beten ständig für Dich. Wir erbitten für Dich dasselbe, was Paulus für die Gemeinde in Kolossä erbat. Siehe Kolosser 1,9.

Es grüßt Dich ganz herzlich Dein

Carl Ives.«

Am besten mache ich mich jetzt wieder auf den Weg, dachte George. Denn bald sehe ich sie wieder.

Er zog seine Kleider an. Sie waren zwar noch etwas feucht, aber die Sonne hatte sie gut durchwärmt. Dann packte er seine Sachen wieder ins Boot und breitete sie auf dem Boden aus, damit sie während der Fahrt trocknen konnten.

Während George das Boot ins Wasser schob, sagte er vor sich hin: »Der Herr hat mich gerettet, das ist wahr. Nur mein Paddel fehlt noch.«

Ein blauweißer Eisvogel flog auf der Jagd nach kleinen Fischen flussaufwärts. »Hast du mein Paddel gesehen?«, rief George ihm zu. Der Vogel drehte ab, stieß einen Warnschrei aus und verschwand.

»Dann eben nicht!« George lachte und suchte etwas, was als Paddel zu gebrauchen war. Das Beste, was er fand, war ein unförmiges Stück Treibholz, aber mithilfe der Strömung würde es schon gehen.

Er ließ sich Zeit, denn seine Arme und Beine waren noch immer wie gelähmt. Dann zog er seine Bibel hervor, legte sie sich auf den Schoß und las den 23. Psalm. Er begann, die Worte zu singen.

Schließlich veränderte er sie, um seiner Freude Ausdruck zu verleihen: »Ja, Herr, du bist mein Hirte! Du hast mir alles gegeben, was ich brauche. Du hast dafür gesorgt, dass ich mich ausruhen konnte im grünen Gras.

Du hast mich in dieses ruhige Wasser geführt. Du hast mir wieder neuen Mut gegeben. Du hast mich gerecht gemacht, weil ich deinen Sohn als meinen Retter angenommen habe. Obwohl ich in der Schlucht dem Tod sehr nah war, hast du die Angst von mir genommen. Ja, mit Güte und Barmherzigkeit hast du mich bisher umgeben alle Tage meines Lebens, und ich weiß, dass ich einst immer bei dir sein werde.«

Diese Worte sang George immer wieder, so groß war seine Freude. Er sang für den Habicht, die Schwalben und die Enten, er sang für den Wald, vor allem aber sang er für seinen Herrn.

»Alter Fluss«, sagte er dann, »du hast ja keine Ahnung von der Freude, die ich habe. Du hast keine Gefühle wie ein Mensch, weil du keine Seele hast und kein Herz. Du bestehst nur aus Wasser, Felsen, Schlamm und Sand. Deine Freunde sind die Vögel, die Fische und all die anderen Tiere, die Bäume am Ufer und der Himmel. Sie alle können nicht mit dir sprechen oder dich lieben. Sie haben ihre eigene Sprache.«

George legte sein Treibholzpaddel ins Boot und ließ sich von der Strömung ziehen.

»Ich habe Freunde«, fuhr er fort, »liebe Freunde. Bald werde ich bei ihnen sein. Mein Lied eben war aber für

meinen größten Freund, für Jesus Christus. Er hat mich so sehr geliebt, dass er am Kreuz sein Leben gab, um mich zu retten.«

Plötzlich entdeckte George sein Paddel im Schilf am Ufer.

»Jetzt habe ich alles wieder beisammen!«, rief er voller Freude, als er bald darauf sein Paddel wieder in der Hand hielt. Nun ging es noch schneller vorwärts.

Eine aufgeschreckte Ente klatschte mit den blau gefleckten Flügeln aufs Wasser und flatterte durch die Luft.

»Lass uns ein Wettrennen machen!«, rief George.

Aber die Ente verschwand, noch bevor er einige Meter zurückgelegt hatte.

Langsam wurde es Abend. Erfrischende, kühle Luft stieg aus den feuchten Wäldern auf. George sah immer mehr Tiere, die am Ufer herumstöberten. Eichhörnchen turnten durch die Bäume; ein Rudel Rehe graste am Rand eines Sumpfes und schaute auf, als er vorbeiruderte. Die Luft war erfüllt vom Gesang der Walddrosseln, Rotkehlchen und Goldamseln.

Jetzt muss ich mir langsam einen Lagerplatz suchen, dachte George. Ich bin todmüde. Wenn ich richtig gerechnet habe, wird dies wohl die letzte Nacht unter freiem Himmel sein. Morgen müsste ich in Greenfield ankommen.

Auch die Tiere schienen müde zu werden. Es wurde still um ihn her. Tief atmete George die frische Abendluft ein.

Nach einer scharfen Flussbiegung erwachte Georges Interesse noch einmal. Am Ostufer hob sich eine schwarze Stelle gegen das Grün des Waldes ab.

»Das muss das ausgebrannte Indianerdorf sein!«, murmelte er vor sich hin.

DER KLEINE WILDE

Die verkohlten Überreste von siebzehn Baumrindenhütten waren über eine große Lichtung verstreut. Am Rand der Lichtung, abseits der schwarzen Haufen, stand eine Hütte, die zwar dem Feuer entkommen war, bei der aber Wind, Schnee, Regen und Sonne das Übrige getan hatten. Das Dach hing durch, eine Wand war eingestürzt und die Stützen, die die Rindenteile zusammenhielten, waren verzogen oder gebrochen.

Wo früher Mokassins den Boden festgestampft hatten, stand jetzt mannshohes Unkraut, das nur noch von abgebrochenen Baumstämmen überragt wurde.

George legte das Paddel vor sich ins Boot und ließ sich am Indianerdorf vorbeitreiben. Die Freude von vorhin war fort. Stattdessen überkam ihn ein beklemmendes Gefühl. Schweißtropfen traten auf seine Stirn und brannten ihm in den Augen. Er hatte so etwas schon öfter gesehen – nicht nur zerstörte Indianerdörfer, sondern auch verkohlte Überreste dort, wo Siedler ihr Lebenswerk aufgebaut hatten. Aber immer wieder, wenn er die Folgen des Krieges sah, war er tief betroffen.

Achtzehn Baumrindenhütten!, dachte er. *Achtzehn*

Familien haben hier gelebt; achtzehn Frauen, achtzehn Krieger und viele Kinder. Wo mögen sie jetzt sein?

Er tauchte das Paddel wieder ins Wasser und fuhr weiter flussabwärts, doch das Bild des ausgebrannten Dorfes stand noch immer vor seinen Augen.

Er wendete sein Boot, fuhr zurück und erreichte bald wieder das zerstörte Dorf. Er betrachtete es noch einmal einige Augenblicke, legte am Ufer an und kletterte die Anhöhe hinauf. Sofort begann er, die verkohlten Überreste zu untersuchen.

Die Mühlsteine zum Mahlen des Getreides waren von Unkraut überwuchert und kaum noch zu sehen. Beim Herumstöbern fand George eine Reihe von Gegenständen: zwei zerrissene Trommeln, zerbrochenes und heiles Tongeschirr, einen Tomahawk, Lederriemen, die von Mäusen zerfressen waren, zwei Pferdeskelette und noch viele andere Hinweise, dass hier Tod und Zerstörung gewütet hatten.

Der Angriff muss überraschend gekommen sein, sonst hätten die Indianer diese Sachen mitgenommen, dachte George, nachdem er noch Schneeschuhe, einige verzogene Bogen, Körbe und Reste von Wolldecken und Leder gefunden hatte.

Sein Fuß stieß an ein feines Korbgeflecht. Er hob es auf und hielt eine aus Weidenruten sorgsam gefloch-

tene kleine Wiege in der Hand. Er hängte sie vorsichtig an einen Baum und ging traurig weiter. Er dachte an das Kind, das in dieser Wiege gelegen hatte.

»Die Bibel sagt, dass alle Menschen gesündigt haben und vor Gott nicht bestehen können. Gewalttat ist Sünde, und das hier ist Gewalttat. O Herr, wann wird damit Schluss sein?«

George machte sich bedrückt auf den Rückweg zum Boot. Er zog eine Angelschnur aus seinem Gepäck. Zwischen den Steinen am Ufer fand er Würmer, die ihm als Köder dienten. Dann warf er seine Angel ins tiefe Wasser aus und wartete.

Plötzlich straffte sich die Schnur, etwas zog sie flussaufwärts. George schlug an und holte eine zwanzig Zentimeter lange Forelle heraus. Noch dreimal warf er seine Angel aus, bis er einen zweiten Fisch gefangen hatte.

Dann säuberte er die Fische im klaren Wasser und legte sie sorgfältig auf einen Felsbrocken.

Jetzt brauche ich noch Feuer, dachte er. Durch das Dorf ging er zum Wald und fand bald, was er brauchte: eine alte Zeder mit viel faseriger Rinde. Schnell hatte er genügend Rinde zusammen. Dann kehrte er zum Fluss zurück und sammelte einige trockene Zweige. Schließlich zog er sein Jagdmesser aus der Scheide und schnitt aus einem Stück Kiefernholz kleine Späne zum Anzünden.

Er zerrieb so viel Zedernrinde zwischen den Händen, bis ein kleiner Haufen feinen Zunders im Sand lag. Er fügte etwas Schießpulver hinzu und schlug seinen Feuerstein an. Funken flogen. Beim dritten Versuch sprang ein goldgelber Funke in den Zunder. Eine feine Rauchsäule stieg auf. George ließ den Feuerstein fallen, legte seine Hände um den Zunder und blies leicht hinein, bis kleine Flammen aufflackerten. Nun hatte er sein Feuer. Er legte die Kiefernspäne dazu, dann die kleinen Zweige und zum Schluss einige Äste.

Ich wünschte, es ginge immer so leicht, dachte er zufrieden und erinnerte sich, dass es manchmal eine ganze Stunde gedauert hatte, bis so ein Feuer brannte.

Als das Kanu umgekippt war, war auch der Sack mit dem Maismehl ins Wasser gefallen. George nahm etwas von dem Mehlbrei, würzte ihn mit Salz und Zucker, machte eine Rolle daraus und wickelte sie auf einen frischen Ast, den er so in den Sand steckte, dass der Teig zwar hoch genug über dem Feuer hing, um nicht zu verbrennen, aber auch tief genug, um noch zu backen.

Dann drehte er sich um, um die Fische zu holen. Aber die waren nicht mehr da, wo er sie hingelegt hatte. Sie waren spurlos verschwunden.

»Die sind ja weg!«, rief er erstaunt und schaute sich

um. »Irgendein Nerz, Waschbär oder Vogel war genauso hungrig wie ich.«

Also fing er sich neue Fische. Während sie am Feuer gar wurden, machte er einen Rundgang, um nach dem Dieb Ausschau zu halten.

Als er an den Waldrand kam, blieb er plötzlich stehen und lauschte. Da raschelte doch etwas! *Ich glaube ja nicht an Geister, sonst würde ich denken, einer der Krieger käme zurück, um das Dorf in Augenschein zu nehmen*, dachte er und blickte auf die zerstörten Hütten.

Einige Augenblicke blieb er regungslos stehen und stellte sich vor, wie es wohl am Abend in dem Dorf gewesen war: Die Frauen mahlten Maiskörner zu Mehl, passten auf das Feuer auf und kochten Fleischsuppe. Die Männer saßen zusammen und redeten vom Jagen oder vom Fischfang, während die Kinder spielten.

Langsam ging er zurück zum Feuer, blieb dann wieder stehen und lauschte. *Ich werde das Gefühl nicht los, dass noch jemand hier ist. Ich glaube, dieser Dieb beobachtet mich. Um diese Tageszeit jagen Nerze oder Waschbären nur selten; die sind nachts unterwegs. Möchte wissen, was hier vorgeht.*

Er verzehrte sein Abendessen und sammelte Brennholz für die Nacht. Dabei warf er immer wieder einen prüfenden Blick auf den Waldrand. Er war schrecklich müde,